

Es ist nicht sehr spät. Kurz vor neunzehn Uhr. Die Fenster stehen offen, und ich höre die Vögel singen. Ab und an fährt ein Auto vorbei, doch das Gezwitscher lässt sich nicht beirren. Eigentlich mag ich solche Abende derzeit.

Wenn er weg ist, noch arbeitet, dann genieße ich die Ruhe, dann ist kein Fernseher und keine Stereoanlage eingeschaltet, ich höre nur in die Wohnung hinein. Es gibt Geräusche in jeder Wohnung, und überall sind sie anders. Das Knarren und Quietschen der Dielen in der Küche meiner Mutter, wenn ich im Nebenzimmer im Bett lag. Ich konnte genau sagen, wo sie gerade hinging, an den Küchenschrank oder an die Spüle. Ihre Schritte waren kurz und zielstrebig. Wenn es still war, dann murmelte es hinter der Wand. Ein Murmeln wie Wasser. Vielleicht die Wasserleitung, doch für ein Kind sind das die Traumgestalten, die darauf warten, sich in den Schlaf zu schleichen. Meine erste Wohnung in Berlin stöhnte. Nicht erregt, sondern erschöpft. Manchmal knackte der Türrahmen zum Flur, oder ein Fenster entspannte sich für den Sommer, verhalten klirrend. Die Stimmen, die Geräusche, das Weinen und die Musik aus den Nachbarwohnungen verdichten sich, sind nicht in Einzelteile zu zerlegen, bilden ein Kulisse, eine Art Aura.

Unsere Wohnung hat auch ihre Sprache. Seine Schritte im Flur, ganz weich und dumpf, wegen der Auslegware.

In seinem Zimmer läuft er nur in Socken auf den Dielen herum, was fast wie ein Tier klingt, größer als eine Katze, ein Raubtier. Die verschiedenen Geräusche der Türen, das Abflussrohr, das man nachts hört, wenn die Familie über uns spült oder duscht. Das hopsende Kind, das ich noch nie gesehen habe, das so oft quengelt. Hier unten hört es sich an, als drückte man ein Kissen auf dieses Greinen.

Die Wohnung klingt anders, wenn er daheim ist. Sie hält sich zurück, dann ist er der Mittelpunkt. Dann dreht sich alles um ihn. Ob er in seinem Zimmer sitzt und arbeitet, telefoniert, dass ich ihn sprechen höre und genau sagen kann, ob er gerade geschäftlich oder privat redet. Ob er sich am Kühlschrank ein Bier holt und im Vorbeigehen in mein Zimmer sieht.

„He“, sagt er dann, dass ich mich umdrehe. Er lächelt, und ich lächle auch.

Es ist, als ob es wärmer wäre, wenn er daheim ist.

Dieses Gefühl, in die Wohnung zu kommen und ihn vorzufinden, kann ich noch immer nicht beschreiben. Das Gefühl ist spiegelverkehrt zu jenem, das ich früher hatte, als niemand auf mich wartete, als ich einfach nach Hause kam, die Uhrzeit egal war, der Kühlschrank verhurt und leer oder viel zu voll für eine Person. Ich weiß noch, dass ich einmal auf dem Weg von der S-Bahn zu meiner ersten Wohnung von einer Traurigkeit befallen wurde, so heftig, als hätte mich ein Schuss getroffen. Für einen Moment fühlte ich die vollkommene Einsamkeit.

Nun befallen mich Momente auf dem Nachhauseweg, die sich anfühlen wie das perfekte Glück. Nur die Idee, dass er schon da sein könnte, wenn ich komme, dass er Kaffee gekocht hat und am Küchentisch Zeitung liest, während er auf mich wartet, entfacht dieses Glück. Im

Gegensatz zur Einsamkeit, die ich seinerzeit gefühlt habe, macht es mich immer noch fassungslos wie ein seltsamer Traum, der Bilder zeigt, die man nicht oder erst sehr viel später versteht.

Im Moment gibt es in der Wohnung nur Gezwitscher durch das offene Fenster.

Jetzt habe ich keine Ruhe, hier zu sitzen, um auf Geräusche zu warten, denn ich warte auf ihn. Das ist etwas anderes. Da spielen sich Geräusche ab, die gar nicht da sind. Der Schlüssel in der Tür oder eben seine Schritte im Flur. Die Haustür unten, deren Knarren ich gleich am zweiten Tag entziffern konnte.

Ich warte. Ich suche etwas, um das Warten zu vergessen. Ich will hier sitzen, wenn er wiederkommt. Mich entschuldigen vielleicht oder darauf warten, dass er es tut.

„Was du nicht weißt, macht dich nicht heiß.“

Hat das Christiane gesagt? Ich weiß es nicht mehr. Irgendwer.

Ich weiß, dass ich einen Fehler gemacht habe, aber ich habe entdeckt, dass er womöglich drauf und dran ist, einen Fehler zu begehen. Eigentlich sind wir quitt.

Aber ich bin nicht quitt. Es war zu lange sorglos. Es war zu leicht. Ich habe mich gewundert und habe sie genossen, diese Leichtigkeit. Alles ist unkompliziert gewesen in diesen zwei Jahren.

„Funktioniert ganz gut mit uns, was?“ Er hat mich das gefragt, nachdem wir ungefähr ein halbes Jahr zusammen waren. Wir lagen in seinem Bett, kurz vor dem Einschlafen. Er hinter mir, eine Hand auf meiner Brust und ein Bein zwischen meinen, hielt er mich fest und gab meinem Nacken kleine Küsse.

Und ich antwortete: „Ja. Sehr gut.“

Mehr sagten wir nicht. Mehr mussten wir nicht sagen. Wir schliefen einfach ein.

Und es hat funktioniert. Ohne große Abmachungen, ohne Vertragsverhandlungen, es waren nur ein paar Kleinigkeiten zu besprechen. Ich habe mir Dinge abgewöhnt, die ich längst loswerden wollte. Meine Art, Witze zu erzählen, wie ich in Diskussionen gern Recht behalten wollte, meinen Ehrgeiz, immer herausstechen zu müssen, immer brillant sein zu wollen. Dieser Druck, sich ständig Bestätigung holen zu müssen, ist weniger geworden. Das alles ist unwichtiger geworden seitdem. Seine Anwesenheit hat meine Messinstrumente neu justiert.

Und meine ständige Ahnung, dass das alles zu gut sein könnte, zu schön, um von Dauer zu sein, dass hinter der nächsten Ecke das Misslingen wartet und mir mit der Keule des Scheiterns auf den leichtgläubigen Kopf haut, diese Ahnung ist immer mehr verblichen.

„Freu dich einfach mal“, sagte Lillian.

Es ist schwer, in der Gegenwart zu leben, dieses Jetzt zu genießen, es weder mit Vergangenen noch mit den Zweifeln, was auf dieses Jetzt alles folgen könnte, zu vergleichen. Es ist schwer, den Moment zu genießen, ihn aus dem Zusammenhang zu reißen und ihn nicht abzuklopfen wie eine Wand, in der man eine versteckte Tür zu einem geheimen Zimmer vermutet.

Wir haben jetzt eine gemeinsame Wohnung. Davon hätte ich vor zwei Jahren nicht einmal geträumt. Ich ahnte nicht, dass es je so weit gehen könnte, dass ich dazu überhaupt fähig bin. Ich tat so, als wollte ich das gar nicht wissen. Es war anstrengend. Allein fühlte ich mich wie ein Held, der es der Welt zeigt, dass es alleine geht, schwer zwar, aber machbar.

Meine Ansichten, für die ich so lange benötigt hatte, sie zu formulieren und zu so etwas wie einer Lebensphilosophie zusammenzuflicken, habe ich seinetwegen abgelegt wie einen alten Mantel.

Nun wohne ich mit ihm zusammen.

Wären wir beide impulsiver, dann hätten wir diesen Schritt schon nach drei oder vier Monaten unternommen. Aber dazu sind wir beide zu vorsichtig, vielleicht auch zu reif. Wie auch immer. Wir sind eingezogen. Und es funktioniert bislang.

Wie alles bisher.

Ich mit meinen kurzen Affären, er mit seinen langen Beziehungen. Es waren zwei. Beide dauerten jeweils fast drei Jahre. Mit keinem der beiden hat er zusammen gewohnt.

Phil, der Amerikaner, ist zurück nach Seattle gegangen. Sie mailen sich ab und zu noch. Ich weiß nicht viel von ihm.

Sein anderer Ex-Freund heißt Sören. Sie treffen sich noch, ein- oder zweimal im Jahr. Ich habe ihn kennen gelernt. Wir tranken Kaffee. Sören, blond makellos und jung, einer dieser Männer, die anscheinend immer die Anmutung eines Neunundzwanzigjährigen haben. Ich versuchte, mein Misstrauen und meine Vorurteile beiseite zu lassen. Es funktionierte. Er war freundlich.

Sören hat sogar angerufen und uns zur Wohnung gratuliert.

„Ihr macht das schon“, hat er zu mir gesagt, denn ich war alleine.

Von meinen Beziehungen, wenn man sie so nennen kann, ist nur hier und da ein „Hallo, wie geht’s?“ übriggeblieben. Wenn wir ein Bier im *Prinzknecht* trinken, läuft mir gelegentlich einer über den Weg. Erstaunlich ist bloß,

dass sie noch wissen, wie ich heiÙe, während ich Mühe habe, mich an ihre Namen zu erinnern.

Er hat also keinen Grund, sich von diesen Männern bedroht zu fühlen. Es sind Kleindarsteller aus Kurzfilmen, die niemand mehr sehen will. Vielleicht hat ihn am Anfang meine Kurzatmigkei misstrauisch gemacht, vielleicht dachte er, dass sich meine Gefühle für ihn ebenso rasch verflüchtigen wie bei den Männern davor. Nun, das ist nicht passiert. Im Gegenteil. Das Gefühl ist stärker geworden. Je länger ich mit ihm zusammen war, desto genauer schien ich zu wissen, dass ich bei ihm bleiben wollte. Ich hätte alle Versprechen, alle Schwüre geleistet.

Sogar „Ich liebe dich“ sagte ich. Aber ich bekam es erst über die Lippen, als er es zu mir gesagt hatte.

Es hat sich etwas verändert. Ein kleiner Pinselstrich möglicherweise nur, aber er prägt das ganze Bild neu. Wie ein Wort oder ein einziges Komma, das für sich allein kaum bedeutend scheint, aber einen Text entstellen kann, so dass sich die Aussage völlig neu formiert, sich dreht und wendet, sich womöglich gar ins Gegenteil verkehrt.

Christiane und ich begannen fast gleichzeitig für die Redaktion zu arbeiten. Beide frei, sie aus Westdeutschland, Soziologin und Kulturwissenschaftlerin, ich aus dem Osten. Gesellschaftswissenschaften hatte ich studiert, nur um überhaupt etwas studiert zu haben.

Ich war ein paar Wochen vor Christiane da, nachdem ich meine Chancen gewittert und zugeschlagen hatte. Alles war in einem konstanten Zustand der Veränderung damals, nichts blieb wie es war, und wie es werden sollte, alles existierte nur als Idee, als Vexierbild vom funktionierenden Westen. Dennoch war es eine Zeit der fast voll-

kommenen Freiheit. Alles war möglich, sogar jene, die von einem „dritten Weg“ schwafelten, spürten Aufwind. Das Alte war fort und das Neue noch nicht da. Ich konnte Journalist sein, die DDR-Zensur gab es nicht mehr und die westdeutschen Scheren waren noch nicht installiert in meinem Kopf.

Christiane und ich hätten Feinde werden können, denn das erwartete man von uns. Zwei Lager hatten sich bei den Freien gebildet, die Ex-Ostler und die Westler. Jedes Grüppchen subventioniert von einem Mitglied der Chefredaktion. Jeder wollte seine Hausmacht halten und womöglich ausspielen.

Christiane und ich saßen uns meist gegenüber, an den Nachmittagen, wenn wir von Pressekonferenzen und Interviews zurückkamen.

Wir redeten nicht sehr viel, wussten, woher wir kamen, und waren uns einig, dass uns die Schützengräben egal waren, wir hielten uns da beide raus. Ich konnte die Bunkermentalität meiner Ostkollegen nicht ausstehen, Christiane stank die Überheblichkeit ihrer Westkollegen.

Manchmal brachte ich ihr einen Kaffee vom Automaten mit, manchmal fragte sie, ob sie mir einen mitbringen solle. Wir fragten uns, beide neu in der Stadt, nach Einzelheiten, nach Ecken, nach Telefonnummern, nach Gesprächspartnern zu diesem oder jenem Thema.

Aber wir blieben distanziert. Damals empfand ich das als angenehm.

An einem Nachmittag dann, wir waren gerade ein gutes Jahr in der Redaktion, klingelte das Telefon auf ihrer Seite. Wir hatten keine festen Telefonnummern, nicht mal einen Schreibtisch durften wir ganz in

Beschlag nehmen. Die Leitung achtete darauf, denn mit einem festen Schreibtisch hätte die Möglichkeit bestanden, eine Festanstellung einzuklagen. Auf unseren Postfächern standen aus dem gleichen Grund keine Namen, nur Nummern.

Das Telefon klingelte, Christiane war gerade nicht da, also hob ich ab. Bevor ich mich melden konnte, sagte eine Frauenstimme: „Guten Tag, ich steh hier am KaDeWe und warte. Du olle Doofe. Wird's bald?“

„Äh, Entschuldigung, da liegt wohl eine Verwechslung vor.“

Ich sagte meinen Namen und die Redaktion. Dann hörte ich für ein paar Sekunden nur Verkehrslärm und Menschengetrappel. Sonst nichts.

„Hallo?“

„Ich wollte eigentlich Christiane sprechen.“ Die Stimme, eben noch zickig und fordernd, klang plötzlich kühl, zurückhaltend und eine Oktave tiefer.

„Die muss gleich wieder hier sein, sie ist ziemlich spät von einem Termin gekommen, soweit ich das mitgekriegt habe. Jedenfalls hab ich sie in den letzten anderthalb Stunden nur rennen sehen.“

„Das kann ich mir denken. Hier ist Lillian. Richten Sie ihr bitte aus ...“

„Moment“, rief ich ins Telefon, denn die Tür flog auf, und Christiane kam ins Zimmer geschossen.

„Scheiße!“ Sie sah auf ihre Armbanduhr, während sie ihre Umhängetasche an sich riss. „Scheiße verdammt!“

„Hallo!“ herrschte ich sie an. „Hier, da ist eine Lillian. Bevor du dich vor die nächste Straßenbahn schmeißt, kannst du ja mal kurz mir ihr sprechen.“

„O Scheiße.“ Christiane funkelte mich böse an, als wäre ich schuld, und riss mir den Hörer aus der Hand.

„Herz! Liebling! Ich hab's nicht geschafft.“

Ich wendete mich wieder meinem Text zu und versuchte nicht zuzuhören.

„Ja, ich weiß. Das können wir doch noch machen.“

Ich speicherte ab, startete die Rechtschreibprüfung.

„Klaro. Es ist doch erst ...“ Christiane sah auf die Uhr. „Scheiße. Liebling, dann holen wir das morgen nach. Bitte.“

Es klang weinerlich und bittend.

Ich tippte etwas in ein neues Dokument, um in meinem fertigen Text keinen Schaden anzurichten. Ich wollte von der Szene nichts verpassen.

„Halt! Herz! Warte doch!“

Ich sah hoch und tat, als ob mich die Lautstärke erschreckt hätte.

„Scheiße“, sagte Christiane plötzlich ganz leise, ließ den Hörer sinken und hielt ihn mir kraftlos hin. Ich nahm ihn ihr ab und legte auf.

Sie ließ sich auf den Stuhl plumpsen. Dann schaute sie mich an, eindringlich, mit Restwut in den Augen und auch etwas belustigt.

„So. Nun ist das auch klar, was?“

„Was ist klar?“

„Deine Kollegin ist eine lesbische Mitbürgerin. Jetzt hast du es offiziell.“

„Na und? Soll ich dir jetzt sofort die amtliche Bescheinigung geben, dass dein Kollege ein schwules Exemplar ist, oder geht das auch morgen?“ entgegnete ich schnippsch.

„Nein, die Bescheinigung hab ich schon gesehen. Gleich am ersten Tag.“

Sie sagte das todernst. Ich stutzte kurz, dann grinste ich.

„Deine Freundin ist jetzt sauer, was?“

„Bingo. Aber das gibt sich wieder. Ist nicht das erste mal, dass ich ein Date mit ihr erden muss, weil ich nicht rechtzeitig hier rauskomme.“

„Und nu?“

„Ich plädiere wahlweise für ein Bier, einen Rotwein oder irgendeinen bunten Cocktail. Aber mit Schirmchen.“

„Ich speichere nur schnell noch ab und sag, dass ich das morgen früh abliefere. Reicht ja noch.“

„Na, dann spute dich mal.“

Wir entschieden uns für das Bier. Dann entschieden wir uns für eine Pizzeria und danach für den Rotwein.

Und ich fand es gut.

Und wir brauchten beide ein Taxi am Ende dieses Abends. Wir waren besoffen. Das war der Anfang.